HEIMATVEREIN SCHÖNAICH E.V.

HEIMATGESCHICHTLICHE BEILAGE

SCHÖNAICHER MITTEILUNGSBLATT

Ausgabe Nr. 69 • Juni 2015 www.heimatverein-schoenaich.de

Evangelisch, sächsisch, französisch oder fränkisch

Lehnwörter der Schwaben und die Feinheiten des Dialekts

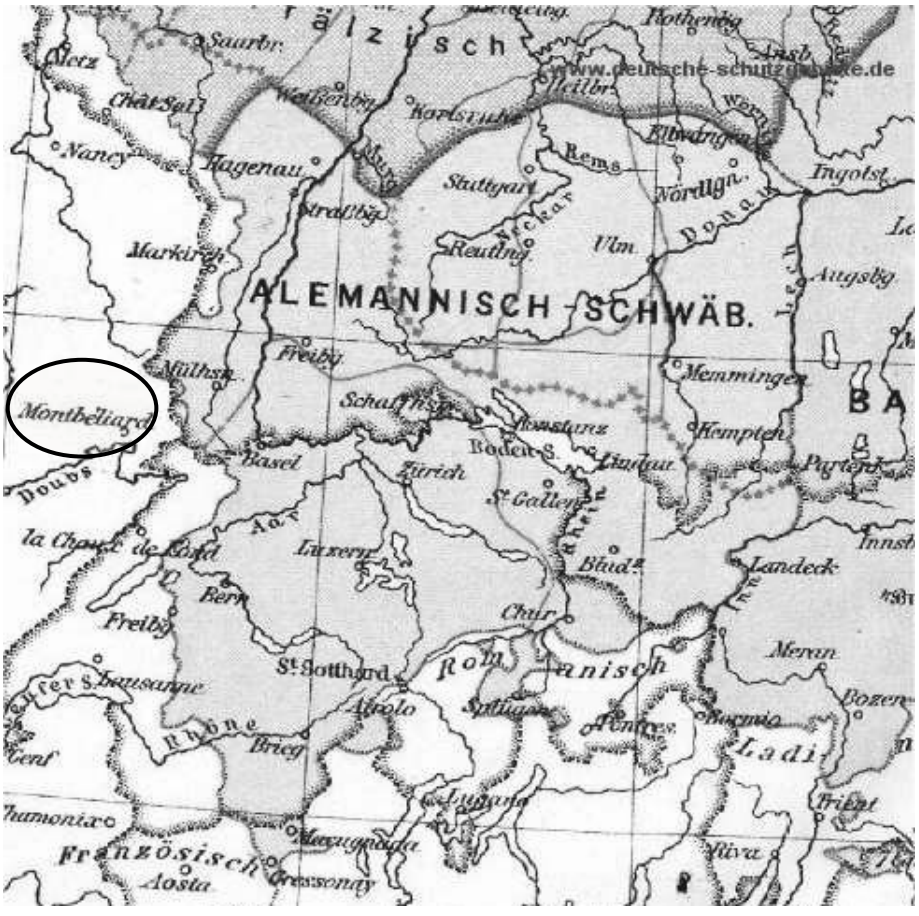
Evangelisch oder katholisch?

Wir müssen feststellen, Schwäbisch scheint konfessionsabhängig zu sein! Sagt einer „Seäle“ oder „Leährer“ mit betontem e, no ischer katholisch, sagt er aber krottenbreit „Sääle“ oder „Läährer“ mit ausgeprägtem ä, so isch er evangelisch. Im „Lääba ond em Stäärba“ ischt der „Härr“ in seinra „Härrlichkeit“ ein Evangelischer, aber andererseits wohnt er in seinem „Reich“ (mit spitzem e-i) und man geht bei uns zur „Leich“ (der Härr hab ihn säälig) und man geht nicht zur „Laich“ (mit a-i) wie bei den südwürttembergischen Katholiken.

„Äähre Vaahdr ond Muuahdr“ (Ehre Vater und Mutter) klingt sehr evangelisch. Das komme daher, dass nach der Reformation viele sächsische Pfarrer in Alt-Württemberg Dienst taten und manche kirchlichen Begriffe „ex kathedra“ (von der Kanzel herunter) eine sächsische Sprachfärbung bekamen.

Der Grund lag aber sicher vielmehr darin, dass das von Luther gesprochene **„Sächsische Hochdeutsch“** von vielen evangelischen Pfarrern übernommen und gepflegt wurde. Die sächsische Kanzleisprache (auch Meißner Kanzleideutsch), entwickelte sich im Zeitalter des Humanismus. Sie bildete eine Voraussetzung für ein, den Dialekten übergeordnetes, allgemeines Standarddeutsch, wie es Martin Luther in seiner Bibelübersetzung von 1522 verwirklichte. Der gewaltige Einfluss der Bibelübersetzung Luthers auf die deutsche Schriftsprache beruht zum einen darauf, dass Luther in der Mundart seiner mitteldeutschen Heimat aufgewachsen war, die sprachgeografisch zwischen den nord- und süddeutschen Dialekten eine Mittelstellung einnimmt. In Luthers Bibeldruck von 1544 heißt es: „Dein Name werde geheiliget. Dein Reich kome. Dein Wille geschehe auff Erden wie im Himel“. Gesprochen wird dies, nicht nur im Schwäbischen, aber so: Dain Name werde gehailigt, dain Reich (Reich mit e-i !!) komme, dain Wille geschehe auf Äärden, wir vergääben unserm Schuldigern und fiere (!) uns nicht in Versuchung, sondern ärleese uns von allem lebel.

Luthers Schriften wurden überall gelesen. Bald wurde das, auch so genannte, **„Meißnische Deutsch“** im ganzen deutschen Sprachgebiet verstanden - allerdings nicht überall angenommen. Es wurde vornehmlich von protestantischen Geistlichen, Gelehrten und Dichtern gepflegt. Im katholischen Süden wurde dem noch lange die **„Reichssprache der Wiener Kanzlei“** entgegengesetzt, die sehr verwaltungsjuristisch und gestelzt daherkam: „Unter Hintansetzung meiner Bedenken wird jetzo ergebenst um Rückantwort gebeten.“ Das sogenannte **„Prager Deutsch“** wiederum, galt lange als **„das beste Hochdeutsch“,** denn es unterschied nicht mehr das oberdeutsche a-i und e-i, klang aber zunehmend bairisch bzw. österreichisch.



Schwäbisch-französisch

Der 30-jährige Krieg (1618-1648) bedeutete kulturell einen tiefen Einschnitt. Die Sprache der Höfe wurde nun französisch. Wenn aber heute ein echter Franzose die Schwaben so reden hört, meint er hie und da heimische Laute zu vernehmen, grinst aber belustigt, wenn er den richtigen Zusammenhang erfährt.

Dazu muss man wissen, dass es in früheren Jahrhunderten in vornehmen Kreisen als **„chic“** (schick) galt, die **„Conversation“** (Unterhaltung) auf französisch zu führen. Die französische Grafschaft Mömpelgard (Montbeliard) gehörte schließlich bis 1796 zum Hause Württemberg. Die Nähe zu Frankreich und die durchziehenden napoleonischen Truppen taten ihr Übriges dazu. Das einfache Volk wollte nun auch „französeln“ und zwar so stark, dass bis heute fast in jedem schwäbischen Satz ein französischen Wort vorkommt. Die Aussprache hat sich im Laufe der Zeit aber bis zur Unkenntlichkeit stark „eingeschwäbelt“.

An ein paar Wort– und Satzbeispielen am Schönaicher Dialekt soll dies verdeutlicht werden:

I hau dr mit em **„Batscher“** uff d **„Deez“** (tete = Kopf) nuff, dass es no so **„batret“** (battre=schlagen).

Do kescht **„duschur“** (toujours = andauernd) **„blärra“** (pleureur = weinen). Trenk lieaber an reachta **„Muggafugg“** (mocca faux = falscher Kaffee) no bisch nemme so **„malad“** (krank = malade).

So **„bressant“** (pressant = beeilen) isch jo au edd oder **„bressierts“** Dirs so? Ha i glaub der hot aus lauter **„Basleda“** (pas le tant = Zeitvertreib) bloß **„Fissemadendâ“** (visitez ma tente

=blödes Zeug) em Kopf ond noachher hotr wieder **„Malär“** (malheur = Unglück) ond liegt uff em **„Schäßlo“** (Chaise longue = Liege) rom. Besser wärs er däät em **„Waschlafo“** (lavoir = Waschschüssel) sei **„Wisaasch“** (visage = unschönes Gesicht) wäscha. No goht er **„wissawie“** (vis-à-vis = gegenüber) ond **„bussiert“** (pousser = flirten) mit dr Nochbärre rom ond macht di ganz **„schalluu“** (jaloux = durcheinander). Die hot aber schau aweng **„Kurasche“** (courage = Mut) ond **„bugsiert“** (bouger = heben) een naus bevor se selber en **„Brädulle“** (Bredouille = Bedrängnis) kommt ond a **„Komeede“** (comédie = Ärger) hot. Do leert se dem liaber dr **„Bodschamber“** (Pot de chambre = Nachttopf) übern Kopf. Dia isch nämlich **„gwieft“** (vif = clever) ond **„scheniert“** (gêner = schämen) sich edd. Donna em **„Sudrai“** (sous-terrain = UG-Waschküche) hot se **„Breschtlenggsälz“** gmacht (Brest = franz. Erdbeerzentrum, Gsälz = Marmelade). Des isch nämlich a **„Ragall“** (racaille = streitsüchtige Frau). Dia hot sogar **„Buddoola“** (bouton = Knopf) en de Oaura. Aber jedem noch seim **„Bläsierle“** (Plaisier = Vergnügen). Ja guggamol wer do uff em **„Trottwar“** (Trottoir = Gehweg) lauft? Ond guckamol an d **„Blaffo“** (plafond = Zimmerdecke) nuff! Esset ruhig an **„Gugommer“** (concombre = Gurke) ond versteckets Geld edd em **„Bordmane“** (Portemonnaie = Geldbeutel) sondern henter dr **„Lammbrie“** (lambris = Wandverkleidung). Ja dua doch et dauernd **„fladiera“** (flatter = schmeicheln). Komm „**firre“** (firre = vor) d kahscht nemme weiter **„fiersche“** (firre = vorwärts) oder **„redur“** (retour). Hend dia amol wieder Hitz- **“Fakanns“** (Vacance = Ferien)? Nei drmit en **„Gugg“** (coque = Schale/Tüte) ond a wenga **„gautsched“** (coucher = umlegen). **„Adele“** (Adieu).

Fränkisch und anderes

„An Haalbrunner“ (ein Heilbronner) der mal in „Stuggad gwest ischt“ fühlt sich doch nicht als Franke, obwohl für uns Mittelschwaben er absolut fränkische Mundart spricht. Aber da hat jeder so „sei Moineng“ oder „Moanong“ (Meinung). Aber doch wundert sich der Franke „fei aweng“ (wenig), was der Schwabe für Wörter von ihm entlehnt hat. „Des därfst „fei“ (wirklich) nedd machen“, sagt der Schwabe und geht ganz „dadderich“ (zitterig) in seinen „Haus-Airn“ (Ern = Hausflur). Hot er etwa dr „Wadadadderer“? Oder sucht er dort „Gagala“ (Eier)? Oder werdet da draus „Bibberla“ (Küken) oder dann sogar „Geggala“ (Hähnchen). Do spielt se liaber mit ihrem „Doggele“ en dr „Doggastub“ (Puppenstube) oder mit em „Moggele“ (Kalb). Do hoter nomal „Dusel“ (Glück) keeht.

„En Forzemmer“ (ein Pforzheimer) ist sprachlich sicher auch kein Schwabe, sondern eher dem badischen

(niederalemannischen) Dialekt zuzuordnen. Jedoch ein 5 km südlich davon beheimateter Birkenfelder oder gar ein Freudenstädter will auf keinen Fall ein Badenser sein. Doch es gibt sowenig einen badischen Dialekt wie es auch keinen württembergischen gibt. Das Stuttgarter Willi-Reichert-Schwäbisch kann es nicht sein, denn das ist für viele ein Graus und wird als gestelztes Honoratioren-Schwäbisch abgetan, wobei der Stuttgarter meint bestes hochdeutsch „gredet zu hann“. Schließlich muss für die Schwoba „Schduagert Schduagert“ bleiben.

Feinheiten des Schwäbischen

Wir müssen uns nun erholen und stellen fest: Es spielt u.a. die Aussprache von **"nicht"** als "nedd", "nedda", "edd", "edda", "nitt", "idd", "idda", "itt" oder "itta" eine Rolle. In Schönaich sagt man zu nicht = **edd**. Z.B. „des macher mr edd so, sondern so“. Leider verschwinden diese Feinheiten der Sprachkultur in den jüngeren Generationen immer mehr. Die meisten sagen inzwischen auch in Schönaich **„net“** also mit n davor. Stimmt der Schwabe „ebber“ oder „ebbes“ zu, so sagt er aahaa, lehnt er ab, so sagt er hanoa oder hanoi. Die Höchstleistung der Zustimmung geschieht, wenn der Schwabe statt jo ein „mhm“ oder bei einer Ablehnung nasal ein „a-a“ hervorquält. Wer versteht noch solche Sätze, wie einer von der Balinger Alb sagen würde: „Losne mol, des isch aber nons gsai.“ Den gleichen Satz würde ein Schönaicher so sagen: „Hair amol, des isch aber nix gwä.“ Zu Hochdeutsch: „Hören Sie mal, da ist nichts daraus geworden.“ Und das tolle daran ist, jeder versteht sogar den anderen, bemerkt aber sofort, dass das kein Hiesiger isch! Wobei nicht hiesig zu sein, noch lange kein „Reigschmeckter“ ist. So oiner kommt vom „Graousa Vatterland“.

Experten sind der Ansicht, dass eigentlich nur im mittelschwäbischen Raum auf der Schwäbischen Alb im Raum Reutlingen/Tübingen, Stuttgart/Remstal bis rund um Ulm noch richtiges Schwäbisch zu hören sei.

Die Schneegrenze

Das Schwäbische basiert sehr stark auf Nasal-Lauten und Diphtongen den Doppellauten, vor allem bei den Vokalen a, e, i, o, u und den Umlauten. Woran liegt es? Ungefähr da, wo die evangelische und katholische Sprachtrennung durchführt, nämlich im Norden das reformierte Alt-Württemberg und im Süden das katholisch geprägte Süd-Württemberg-Hohenzollern, da verläuft auch die sog. Schnai– oder Schneägrenze. Man sagt, nördlich der Linie Augsburg - Ulm - Tübingen - Horb, bis hinüber zum Schwarzwald, werden Wörter wie Schnee, See, Klee oder bös mit a-i (Sai, Klai, bais) ausgesprochen. Südlich davon mit einem nasalen e-ä. Für den Buchstaben e müssen wir zurück in die sprachliche Vergangenheit. Der Schwabe sagt Rägen statt Regen und Fäschd statt Fest. Aber aus Fässern, Gläsern und Bäcker werden manchmal Feässer, Gleäser und Becker, aus Äpfel und Gästen werden aber Epfel und Gäschte. Man muss wissen, dass Apfel/Äpfel im Althochdeutschen noch aphul/ephili hießen. Schnee war damals snaiws, dann snoe, folgerichtig im Nord-Schwäbischen heute Schnai. Das Weh hieß gotisch wai, folgerichtig heute Wai, z. B. Ourawai (= Ohrenschmerzen). Zu groß und größer sagen die einen „graous (wie grau) ond graiser“ und die anderen „groaus (wie Haus und Maus) ond greäser“. „Mai goht et“ oder „Meh goht net“. Zu Schönbuch sagt man Schaibuach oder Scheäbuach.

Somit würde ein Schönaicher nichts dabei finden, wenn er Sätze hört wie: „Däff ehne mai Ehne an Stuck Schenga schenga.“ (Darf Ihnen mein Ähne ein Stück Schinken schenken). „Eddzedle send d' Henna henna, eddz kemmr gao gao.“ (Jetzt sind die Hühner im Stall, nun können wir bald gehen). „Doa braucht närmert meier nähnich mei na“ (Da braucht niemand mehr hingehen).

Interessant ist auch, dass auf der Schönbuchlichtung ein ganz anderes Schwäbisch „gschwätzt wuurd“, als hinterm Wald. Ein Beispiel: „Mir send zairscht en Dibenga gwä ond fahret no noch Reitlenga“. Ein Walddorfer würde sagen: „Mir seiet zerscht en Diebeng gsai ond fahret nau ge Reitleng“.

So wohnt z. B. ein Filderbauer in „Äächterdeng oder Siealmeng“, was nicht verwundert, denn in einer Karte von 1590 über den „Dibenger Vorst“ sind die Ortschaftsnamen geschrieben als Holzgerling, Nufring, Echterting, Siehelming, Tibing, Reitling, Pfulling usw. Der Böblinger Forst wird synonym als „Beblenger Vorst“ geschrieben, da Schwaben den ö immer als e aussprechen. Aber i han jetzetle koi Zeit meh älle älles noamoal zom vergligera. Älles klar? Noa wäager! (von wegen!)

„Schreibe so, wie du sprichst"

Deutsch? Woher kommen die Sprachunterschiede

Von Sprachwissenschaftlern hört man bisweilen, dass eine Standardsprache die Sprachform ist, die man im staatlichen oder öffentlich-rechtlichen Fernsehen von den Nachrichtensprechern höre. Dies gilt nur eingeschränkt für das nordwestdeutsche Sprachgebiet, denn einem Wiener oder Züricher Nachrichtensprecher merkt man sehr wohl seine Herkunft an und sei es nur am rollenden R, an Wortdehnungen oder Umlauten. Es existieren in Deutschland, in Österreich und in der Schweiz neben dem **neutralen Standarddeutschen** 5 Substandards für Norddeutschland, Süddeutschland, Österreich, Schweiz und für bayerische Moderatoren denen das Wort „Ross" leichter über die Lippen kommt als das norddeutsche „Pferd". Das Wort „Käse" eigne sich übrigens sehr gut, um die erwähnten Formen des Standarddeutschen zu unterscheiden.

Im 15. und 16. Jahrhundert begann sich eine über die Mundarten hinausgehende Schriftsprache zu entwickeln nach dem Grundsatz: „Schreibe so, wie du sprichst". Leichter gesagt als geschrieben! Zunächst waren das die Kanzleisprachen. Daraus und aus den Dialekten entwickelte sich die Hochsprache. D.h. Sprache unterliegt auch der Mode und dem Fortschritt. Vor hundert Jahren konnte sicher niemand etwas mit dem Wort „Humankapital" oder „Multimedia" anfangen und heute nichts mehr mit Begriffen wie „behufs" oder „Droschke".

Prager Deutsch, galt lange als „das richtige Deutsch" obwohl 1930 nur 5 % der Prager der deutschen Sprache mächtig waren. Sie ist eine Form der deutschen Sprache, wie sie in den 30er und 40er Jahren des 20. Jahrhunderts gesprochen wurde. Die Unterschiede zum „neutralen" Standarddeutschen sind sehr gering. Es gibt wenige tschechische Einflüsse, kaum Übereinstimmungen mit dem süddeutschen und österreichischen Standard, aber Parallelen zum nördlichen Standarddeutschen. Heute ist das Prager Deutsch fast ausgestorben, da es nach 1945 nicht mehr weitergegeben wurde. Die letzten Prager Deutschen waren praktisch alle Teil der gebildeten Oberschicht und es war daher keine Handwerker- oder Küchensprache, sondern eben eine Form von Kanzleideutsch. Ein fehlerfreies Prager Deutsch war für die Prager Deutschen sehr wichtig. Im Wortschatz sind aber altösterreichische Einflüsse durchaus vorhanden, wie z. B. beim Wort „der Elektrischen" (Straßenbahn).

Wie wichtig ein fehlerfreies Prager Deutsch war, zeigt sich an folgender Episode: Die Mutter lag im Sterben, und die Tochter machte sich Sorgen, weil die Mutter nichts mehr aß und eine Unterzuckerung drohte. Sie sprach also zur Mutter: „Mutter, du musst doch etwas essen, wegen dem Zucker". Daraufhin richtete sich die Mutter von ihrem Sterbebett mühsam auf und sagte zur Tochter mit strenger Miene: „Wegen des Zuckers." Man unterschied vor allem nach erhabenem, edlem, oder pöbelhaftem Sprachstil „..eben zu demjenigen, wozu jemand sich berufen fühlt".

Wiener Kanzleideutsch

„Was uns von den Deutschen unterscheidet ist die Sprache", urteilte ein Österreicher.

Außer Fußgeher gibt es sicher Zehenspitzengeher, zumindest heißen dort die Zuschauer dann auch Zuseher. Auf die Frage, wie der Berg dort heiße, antwortet ein Wiener mit der Gegenfrage: Wöchäner?" (welcher?). Die Zahl 3 scheint „ollawei" unbeliebt zu sein, denn man sagt dort: „Do kimmen zwoa ond noanner." Schreib, wie du sprichst, ist also nicht immer ein guter Rat, da die Sprache oft sehr dialektisch geprägt ist und nicht überall verstanden wird. Das galt vor allem für die Stadt Wien in der damals ein Vielvölkersprachgemisch vorherrschte. Dialektwörterbücher wurden auch als „Idiotismen" bezeichnet. 1749 entschuldigte sich Maria Theresia bei Besuchern für die schlechte Sprache der Österreicher. Sie veranlasste 1750, um nicht „in Gänze deppert" dazustehen, eine Sprachreform an den Akademien mit dem Lehrfach „Gute deutsche Sprache", aus der „hierinnen, alldieweil und hinkünftig" in kaiserlich angehauchter Unterwürfigkeit die **Wiener Kanzleisprache** geworden ist. Sie ist die in Österreich verwendete schriftliche Form des Amtsdeutsch bzw. der deutschen Amtssprache in österreichischer Ausprägung. Anwendung findet sie bis heute neben Ämtern auch bei Notaren sowie Juristen. Besonderheiten sind neben für Österreich einzigartigen typischen dialektischen Formulierungen die Anwendung wiederkehrender barocken Floskeln und verklausulierter Formulierungen, vor allem im Schriftverkehr von amtlichen Stellen und Behörden. Teils finden sich, frühneuzeitliche und barocke Formen des Sprachausdruckes nebeneinander. Sie waren wirksames Verwaltungsinstrument der Habsburger Kaiser und ihrer Länder. Wortbeispiele:

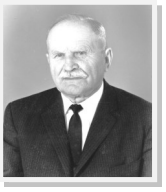
- Belang kommt von Zulangen
- Befürwortung von Fürsprache
- Erheblich von Gewicht heben
- Pauschale von Bausch und Bogen
- Legat, legare ist ein Vermächtnis
- Matura, maturitas ist die Reife
- Kuratel kommt von Kurator = Aufsicht
- Evidenz = Vormerkung, Beweis
- Krida = Konkurs
- Primarius = Chefarzt
- Gleichschrift = Kopie
- Urgenz = Dringlichkeit

Sächsisch / Meißner Kanzleideutsch

Luther schrieb nach der sächsischen Kanzleisprache, und Goethe ging nach Leipzig, weil seine Eltern der Meinung waren, dass man dort das beste Hochdeutsch spreche. Das war einmal. Heute gilt Sächsisch (noch vor dem Schwäbischen) als der unbeliebteste deutsche Dialekt. Doch Vorsicht: wenn jemand richtig Sächsisch spricht, wird man ihn immer noch verstehen. Wenn hingegen Schweizerisch oder Schwäbisch gesprochen wird, bekämen manche nichts mehr mit. Sächsisch ist immerhin der Dialekt, der dem Standarddeutschen am nächsten ist. Erst Anfang des 19. Jahrhunderts wurde die norddeutsche Art, hochdeutsch zu reden, zur gesellschaftlichen Norm. Das angeblich so reine Hochdeutsch in Hannover ist eigentlich ein falsch ausgesprochenes Sächsisch. Im Mittelalter wurde überall in Norddeutschland „Platt" gesprochen. Bei der Reformation haben die Hannoveraner die religiösen Texte von Luther und Melanchthon auf dem Papier gesehen und versucht, dies nachzusprechen, sagte der Sprachwissenschaftler U. Knoop. Doch auch manche Hochsprecher sprechen nicht richtig. Nehmen wir mal das Wort „Wort" oder „Wurst". Oft hört sich das bei denen an wie „Wooaad" oder „Wuuaasd" da der R verschluckt und die Vokale lang gezogen werden. Das heutige Hochdeutsch basiert also auf der Sprache der Reformatoren, allerdings in niederdeutscher Lautung. Wie meinte doch einer: Schreiben sollte man wie die Sachsen, aber von der Kanzel sollte man österreichisch predigen.

Als erster hatte Johann Wolfgang von Goethe Sprachregeln für sein Theater in Weimar entwickelt, damit sich niemand mehr über die Heimatdialekte der Darsteller lustig machen konnte. Schiller hatte selbst im badisch-kurpfälzischen Mannheim mit dem Vorlesen seiner Dramen wegen seiner geschwäbelten Aussprache einen Misserfolg. Der für die **deutsche Standardsprache** umgangssprachlich oft gebrauchte Begriff **Hochdeutsch** bezeichnet in der Sprachwissenschaft eigentlich eine Dachsprache bzw. eine **Gruppe von oberdeutschen Mundarten** aus Mittel- und Süddeutschland. *(Quelle: Wikipedia).* Nicht gemeint damit ist das **Honoratiorenschwäbisch**. Zwischen der "Hochsprache" und der bäuerlichen Mundart steht das Honoratiorenschwäbisch. Es ist die Sprache der städtischen Schwaben. Eine Art geschwäbelter Halbdialekt. Den urschwäbischen Satz: „Maira Dodde ihrn Hond" würde ein Stuttgarter umdrehen und sagt: „Den Hond von meinra Doode". „Endschuldige se, dass i ehna koi Ghör geba ka, aber i tu grad essa" oder „Du sollscht net so schreihen, woischd i han dr doch gsagt, dass des net geht." Fragt ein Sohn aus Kaltental den Vater: „Soll ich den Karren mickhen *(bremsen)?* „Noi," antwortet dieser, „er wird auf dr andrer Seit oineweg *(trotzdem)* halten." Mir send uns oinig – uff dära Seit stoht a glois bissle wenich gscheits drenn".

Fortsetzung (4) der Lebenserinnerungen von Gottlob Lauxmann



Gottlob Lauxmann hat **1975/1976** eigenhändig aus dem Gedächtnis heraus seine Lebensgeschichte aufgeschrieben. Er war einer der Wenigen die beide Weltkriege aktiv als Soldat miterlebt hatten. Er bekam den Spitz-Namen **„Somme-Gottlob“,** da er viele Geschichten über das 1. Weltkriegsgeschehen erzählt hat.

Die Fortsetzung Nr. 3 befasste sich mit Erlebnissen aus der 2. Hälfte des 1. Weltkrieges. Poelkapelle und Langemark sind Stichworte, sowie der Krieg am Kemmelberg in Flandern. Der Einsatz von unbekannten neuen Waffen wie Gift, Schrapnells, Schiffsgeschütze und englische Tanks (Panzer) verursachten große Ängste, der mit K-Munition begegnet werden sollte. Auch die Ereignisse der letzten Kriegstage wurden darin beschrieben.

Hinweis: Alle Folgen dieser Geschichte können auch unter www.heimatverein-schoenaich.de/Chroniken/ als pdf-Datei herunter geladen werden.

Hochzeit mit Marie

Am 5. April 1920 verheiratete ich mich mit Maria Rosine geb. Bessey (*6.4.1896 +27.3.1968) und zog ins Haus ihrer Mutter Christiane geb. Binder (*15.2.1858 +21.2.1924) und des Schwiegervaters Johannes Bessey (*29.3.1857 +1.2.1947) in die Hofstraße 9.

Fromme Frau

Meine Frau ging mit ihrer Mutter regelmäßig in die Evangelisch Landeskirchliche Süddeutsche Gemeinschaft, was ich aber nicht gerne sah, aber akzeptierte. Ich aber war wieder der „Alte Gottlob“ geworden, hatte den 5. November 1916 und auch meine Zugführer vergessen. So hat Gott der Herr Mühe mit uns Menschen bis wir uns ihm ganz übergeben. Bei mir dauerte es noch einige Jahre bis ich soweit war.

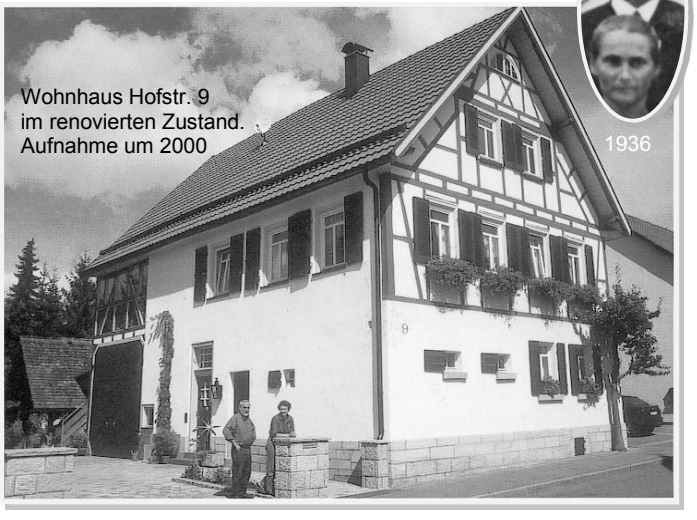
Überzeugter Kommunist

Ich kam immer weiter ab vom rechten Weg und wurde ein überzeugter Kommunist. Ich sprach auf Wahlversammlungen und warb für den Kommunismus. 1924 vor der Reichstagswahl erreichten die Kommunisten in Schönaich auch weitaus die größte Stimmenzahl, so dass es in der Umgebung hieß: „Das rote Schönaich!“ Es kam aber bei mir jetzt schnell anders. Ich gehörte nun seit vier Jahren dem Liederkranz Schönaich an und beteiligte mich daher auch an dessen Weihnachtsfeier. Diese Feier wurde von einem anderen Verein, der auch wie wir einem Arbeiterverband angehörte, gestört. Das hätte fast zu einer großen Schlägerei geführt, wenn die Mitglieder unseres Vereins nicht zurückhaltender gewesen wären. Daraufhin war ich kuriert von der Einigkeit, Gleichheit und Brüderlichkeit der Arbeiterklasse und sah jetzt ein, dass auf diesem Weg nicht das Heil für die Menschheit kommen kann. Von dieser Feier ging ich sehr enttäuscht nach Hause und war noch einige Tage danach so unglücklich wie noch nie. Aber am Silvesterabend 1924 hatte ich meinem Kampf zu durchstehen. Wir mussten damals noch das Wasser am Dorfbrunnen holen. Als ich gerade wegging mit meinem Kübel auf dem Kopf, sah ich einen Mann der noch verspätet in die Kirche eilte, denn die Glocken hatten schon aufgehört zu läuten. Ich will nicht verschweigen, was ich gedacht habe: „Du altes Vieh, musst auch noch in die Kirche springen, wenn es doch schon so spät ist.“

*Seit 1916 propagierten die **Spartakisten** ihre politischen Ziele in den illegalen Spartakusbriefen. Sie schlossen sich 1917 trotz politischer Differenzen der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei (USPD) an und ging zum Jahresende 1918 in der neu gegründeten Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD) auf.*

Kommunist bei den Süddeutschen

Meine Frau kam dann zum Melken in den Stall. Sie wusste nichts von meinen inneren Kampf. Ganz überraschend sagte ich zu ihr: „Heut Abend geh ich mit dir in Stond!“ Das wollte sie nicht glauben. Da kam auch noch mein Schwager zu Besuch, denn der holte abends immer seinen Liter Milch bei uns ab. Das war mir gar nicht recht, er hatte nämlich die gleiche Gesinnung wie ich. Als es Zeit war in die Versammlung zu gehen, winkte mir meine Frau und sagte: „Es ist jetzt Zeit zum Gehen.“ Ich dachte, jetzt bist du schon verraten, nun kannst du ruhig gehen und ging auch mit. Es gab natürlich ein Aufsehen in der Gemeinschaft, als so ein kommunistischer Fremdkörper in den Saal herein kam. Mein früherer Freund und Arbeitskamerad *(Johannes Binder, Rechner der Darlehnskasse und Dirigent des Gemischten Chores, Anm.d.Red.)* kam gleich auf mich zu und fragte ob ich nicht mitsingen wollte bei dem Lied: „Heilige Nacht, o gieße du Himmelsfrieden in das Herz“, sie hätten ein kleines Chörle zusammengestellt und es fehle noch im Tenor. Ich lehnte es aber gleich ab. Johannes war schon im Liederkranz unter Lehrer Keppler Ersatzdirigent und vor einem ¾ Jahr dort ausgetreten. Er hatte eine schwere Operation überstanden, war dem Tode nahe und gelobte in dieser Not: „Herr Jesus, wenn du mir das Leben erhältst, so soll es dir ganz gehören.“ Das machte er auch wahr und übergab sein Leben dem Herrn. Darüber hat man im Ort geschwätzt und es war im Ort großer Rumor deswegen. In der Versammlung war es Sitte, dass ein jeder Besucher ein Los für das Neue Jahr 1925 zog. Ich fühlte mich genötigt, auch eins zu ziehen. Das wäre weiter nicht schlimm gewesen, aber dann musste man sein Los auch noch vorlesen. Das war mir nicht lieb, aber ich las mein Wort, es hieß: „Wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde usw.“. Als ich es gelesen hatte, hieß es in mir: „Jetzt ist es geschehen, ein Zurück gibt es nicht mehr.“ Als ich von der Versammlung heimkam, wollte ich allein sein und kniete nieder und betete: „Gott wenn Du wirklich da bist, dann offenbare dich mir, dass ich gewiss weiß, dass dein Wort Wahrheit ist.“ Er hat es getan, er hat Jesu Wort herrlich an mir eingelöst: „Wer den Willen tun will, des, der mich gesandt hat, der wird innewerden, ob meine Lehre von Gott ist oder ob ich von mir selbst rede.“ *(Joh. 7,17)* Er hat mich auch gehalten und 51 Jahre hindurch getragen, ohne dass ich jemals den Gedanken bekommen hätte wieder wegzugehen. Das ist nicht mein Verdienst.



Wohnhaus Hofstr. 9
im renovierten Zustand.
Aufnahme um 2000

1936

Gerede in Schönaich

Es gab natürlich ein Gerede im Ort um die Frage: „Wie kann einer nur so schnell umfallen?“ Als ich nach Neujahr wieder ins Geschäft (Stumpenfabrik) kam, war es für meine Kollegen ein Weltereignis, dass ein verlorener Sünder zu seinem Herrn zurückkehrt. Es war ein richtiger Stimmenwirrwarr. Zuerst sagte einer zu mir: „Du bist doch früher auch ein rechter Mann gewesen und jeder im Ort hat dich auch dafür gehalten.“ Ein anderer meinte: „Die Gemeinschaft hat hie und da einen für sich geangelt, aber diesmal ist ein ganz Fetter an die Angel geraten.“ Auf einmal hat sich das Blatt gewendet und es hieß: „So gottlos wie du, ist auch sonst keiner von uns gewesen.“ Man

muss die Kirche aber im Dorf lassen. Jetzt war es also plötzlich umgekehrt. Jetzt waren sie die gläubigen Christen und gaben zu, dass es bei mir höchste Zeit war, umzukehren vom gottlosen Zustand. „Jetzt saget bloß nichts mehr“, antwortete ich ihnen. Sie mussten selber lachen als die Geschlagenen. „Mit dem werden wir nicht fertig. Wie aber kommt es, dass er gleich auf eine Frage von uns Antwort geben kann und nicht stecken bleibt?“ „Ich weiß was er tut“, sagte ein anderer, „er betet immer gleich um Antwort.“ Zu diesem musste ich sagen: „Du bist der Schlimmste von allen, wenn du um den richtigen Weg weißt und ihn nicht gehst.“ So ging der Kampf wochenlang und sie wollten mich immer überzeugen, dass ich auf verkehrtem Weg sei. Etliche fingen an zu schimpfen, aber das hörte bald wieder auf. Einer der Hauptschimpfer sagte dann auf einmal: „Mir ist die Sache zu dumm, wir regen uns nur auf und je ärger wir es tun, umso mehr glänzt er darüber.“ Ich konnte des Öfteren sagen: „Selbst wenn ihr mir eine Million Mark gäben würdet damit ich ins alte Leben zurückkehre, so würde ich es ablehnen.“ Nur Jesus kann einen Menschen in Wahrheit glücklich machen, das habe ich in reichem Maß erfahren dürfen. Wenn sich aber jemand nur halb dem Herrn ergibt, der wird auch erfahren: „Wer sich dem Herrn nur halb ergeben hat, der führt ein wahres Jammerleben.“ Wenn ein Kind Gottes noch Futter für seinen alten Menschen sucht, etwa in Ehre, Lust oder Geld, mit dem habe ich sehr viel Bedauernis, denn es geht ihm viel verloren.

Eine Frau, die auch in die Gemeinschaft ging und deren 2 Töchter in meiner Nähe in der Fabrik arbeiteten, sagte in jener Zeit einmal zu mir: „Gottlob, du musst am Arbeitsplatz soviel hören und leiden, wie meine 2 Mädchen sagen, da tust du mir so leid.“ Ich sagte ihr: „Katherine, das sind meine schönsten Stunden, wenn ich um Jesu willen geschmäht werde, weil er mich mit einer so großen Freude ausrüstet, die andere gar nicht verstehen können.“ Ich freute mich auf jede Versammlung. Sei es Mittwoch oder Sonntag, denn das Wort, das ich dort hören durfte, war mir so wichtig. Vorher habe ich oft gemeint, ich kenne die Bibel und jetzt musste ich feststellen, dass es mit meinem Vernunftwissen nicht weit her war. Ich musste mir oft selbst sagen: „Du warst aber mit deinem Wissen um das Wort seither so dumm wie ein Sack.“ Der Herr schenkte mir auch bald die Gewissheit der Vergebung meiner großen Sündenschuld. In einigen Fällen musste ich auch vor Menschen bekennen, aber der Herr schenkte mir auch dazu Gnade und anschließend eine große Freudigkeit. Das Leben war einfach neu geworden, auch in der Familie. Aber im Geistlichen gibt es auch ein Wachstum, genau wie im leiblichen Leben. Es war mir klar, dass auch unser ganzes Wesen ein anderes werden muss und so ging es an das Ablegen der alten Natur und Gebundenheiten.

Gebundenheiten

Meine war das Rauchen. Ich habe es vorher nicht gedacht, dass eine Gewohnheit einen Menschen so fesseln und binden kann. Jetzt wird mancher einwenden: „Rauchen ist doch keine Sünde.“ Für den einen kann es so sein, aber wenn es zur Leidenschaft geworden ist, dann ist es Sünde, denn so steht es im Worte Gottes. Er selbst hat gesagt: „Wen der Sohn frei macht, der ist recht frei!“ *(Joh. 8, 36)*

Wenn aber ein Mensch versucht sich selbst zu befreien, mit guten Vorsätzen und eigener Kraft kann das nichts werden. Der Herr lässt es dann zu, dass wir mit unserer eigenen Anstrengung bankrott gehen, bis der schmerzliche Ausruf auch bei uns ertönt: „Ich elender Mensch! Wer wird mich erlösen von diesem todverfallenen Leibe?“ *(Röm.7,24)* Ich glaube, diesen Bankrott-Weg werden alle Kinder Gottes gehen müssen. Viele bleiben darin stecken und meinen dieses Auf und Ab sei der normale Zustand, bis wir die Augen schließen.

Unter Tränen

In dieser Zeit meines Kampfes schrieb Pfarrer Cörper *(damaliger Missionsdirektor der Liebenzeller Mission)* im Missionsblatt „Chinas Millionen“ - wie es damals hieß, Betrachtungen über die Kapitel 6, 7 und 8 des Römerbriefes. Das war mir eine große Stärkung. Ich konnte es kaum erwarten bis wieder die nächste Auslegung kam, denn das war die Botschaft die ich brauchte und suchte. Unter Tränen sagte ich im Gebet auf den Knien: „Herr Jesus, wenn du kein anderes Leben für mich hast, als dieses Aufstehen und Fallen, dann gehe ich wieder in die Welt zurück, denn so kann ich kein Zeugnis für dich sein.“ Später habe ich in der Lebensbeschreibung von Fritz Binde gelesen, wie er auch in solchem Kampf ausrief: „Herr Jesus gib mir Sieg über die Sünde, oder lass mich sterben.“ Ihm antwortete der Herr mit einer Vision. Er sah den Heiland in Martergestalt mit blutenden Wunden am Kreuz und hörte eine Stimme, die sagte: „In meinen blutenden Wunden ist Heil und Sieg für dich, vertraue der Kraft meines Blutes.“ Bei mir war es so, als stünde der Herr Jesus hinter mir und sagte: „Was willst du mir ein heiliges Leben bringen, ich habe das Heiligungsleben für dich schon erworben, nimm dieses doch an.“

Heilsgewissheit

Ich durfte dann erfahren, was Johannes der Täufer am Jordan von Jesus sagte: „Der wird euch mit dem Heiligen Geist und Feuer taufen.“ Wir haben später im Singchor ein Lied von dem Dichter namens de Heer gelernt, das hieß: „Oh, wie wunderbar reich ist mein Leben gemacht, seit Jesus zog in mein Herz.“ Ich dachte beim Lernen des Liedes: „Dieser Mann hat auch den Einzug der Kraft des Heiligen Geistes erfahren, den Jesus versprochen hatte vor seiner Himmelfahrt.“ In einem anderen Lied heißt es: „In meinem Herzen singt es und klingt, wo ich auch bin.“ So war es bei mir auch. Aber genug davon, wer es noch nicht erfahren hat, der wehrt sich dagegen und versündigt sich dabei und das wäre mir leid.

Züchtigung

Für mich war es jetzt leicht zu überwinden. Vorher wirkte der Heilige Geist von außen auf mich ein und jetzt kam von innen die Abwehr gegen die Versuchung von außen her. Er musste mich zweimal züchtigen wegen Ungehorsam, gerade wegen der Leidenschaft des Rauchens. Ich konnte oft widerstehen, vielleicht eine Woche lang, oder 14 Tage, aber dann kam die Versuchung so stark, dass ich unterlag. Es war meistens am Samstagabend nach dem Vesper. Das erste Mal zündete ich in der Küche eine kleine Zigarre an und ging damit die Treppe hinunter. Dabei bemerkte ich nicht, dass eine Büchse mit Öl dastand. Mit meinem rechten Absatz trat ich in die Büchse, die nach vorn kippte, worauf ich nach hinten fiel. Mit dem Hinterkopf schlug ich auf eine Treppenstufe, so dass ich fast das Bewusstsein verlor und Sternchen vor meinen Augen schwirrten. Die Zigarre war hoch im Bogen die Treppe hinuntergefallen und mir ist das Rauchen vergangen. Zwei Wochen vergingen darüber, ohne rauchen zu müssen. Aber dann kam die Versuchung wieder nach dem Vesper. Diesmal kam ich bis in die Scheune. Ich ließ die Futterschneidemaschine anlaufen, aber die obere Walze wollte nicht. Ich stellte den Motor wieder ab und untersuchte den Fehler. Dabei zog ich das Futter wieder heraus und griff mit der rechten Hand nach der oberen Walze. Die fiel herunter auf die untere und mein Mittelfinger kam zwischen zwei Zacken von oben und unten. Das Blut spritzte nach allen Seiten und der Schmerz war furchtbar. Das Erste was ich tat war, dass ich die brennende Zigarre zum Scheunentor hinauswarf. Dann ging ich schnell den Finger verbinden. Meine Frau fragte gleich: „Hoscht wieder graucht?“ Als sie den Finger sah, sagte sie: „Jetzt wird es dir aber reichen.“ Es wird jetzt mancher denken, das wäre so oder so gekommen, aber ich glaube es nicht. Seit der Innewohnung des Heiligen Geistes war es anders mit den Leidenschaften, weil der Sieger in mir lebte.

Weißer Herzog und das 3. Reich

In dieser Zeit kam auch das Büchlein von Friedrich Hofmann in unsere Hände:

„Der Weiße Herzog der kommende Diktator Europas. Oder: Was wird aus Deutschland? Vier Vorträge gehalten in der Allianz zu Erfurt 1929. Der Gemeinde Jesu Christi zur Prüfung vorgelegt.“

Wir Gemeinschaftsleute lasen dieses Buch mit großem Interesse. Da es die vor uns liegende Zukunft mit dem „3. Reich“

enthüllte, wurde es später verboten. Als das dann kam, glaubten wir sicher: Jesu Wiederkunft ist jetzt ganz nahe. Eine große Anzahl unserer Gemeinschaftsbesucher wurde zu Wartenden. Es gab daher in unserer Gemeinschaft nicht viele von denen, wie Pastor Krupka sich ausdrückte, *„die im März gestolpert sind.“* Wir mussten es bald erfahren, was für ein Geist uns entgegen kam. Mir fiel es sehr schwer, den Gruß „Heil Hitler“ zu erwidern, was manche noch dazu reizte mit dem Gruß laut an mich heranzutreten, schon morgens, wenn sie ins Geschäft kamen. Ich entgegnete den Gruß mit „Guten Morgen“ oder „Heil in Jesus“. Da bekam ich oft zu hören: „Du kommst sicher noch ins KZ nach Dachau!“ Aber wegen meines Grüßens ließen sie mich bald in Ruhe.

Zeit des 2. Weltkrieges

Es kam dann die Zeit, wo auch noch diejenigen, die schon mal den 1. Weltkrieg durchlitten hatten, also die Jahrgänge von 1893 bis 1900, gemustert wurden. Ich hab es ja gewusst, dass es zu einem Krieg kommen wird, und stellte mich auch innerlich darauf ein. Es war mitten in der Nacht von Freitag auf Samstag als wir den Einberufungsbefehl bekamen und am Morgen des 26. August 1939, das war sonntags, mussten wir einrücken. Es war eine große Anzahl Soldaten (ca. 500 aus Schönaich), die morgens um 8 Uhr auf dem Bahnhof standen. Mit einem Zügle wurden wir abgeholt und kamen mittags in Erdmannhausen an. Wir blieben 8 Tage dort und daran anschließend dieselbe Zeit in Heilbronn. Von dort aus ging es mit dem Zug weiter nach Freudenstadt, wo vorläufig unser Standort war. Der Krieg hatte nun schon begonnen. An einem Sonntag musste der dritte Zug, zu dem auch ich gehörte, zur Feuerwache von 14 bis 16 Uhr nachmittags in einen Schulsaal. Es war wohl schönes Wetter, aber nicht bei der Mannschaft. Es begann ein Schimpfen über das Eingesperrtsein und die Langeweile bei so schönem Wetter. Doch es kam bald anders. Ich las in einem christlichen Blättchen das noch auslag von der Kinderstunde die zuvor in diesem Saal abgehalten worden war. Als ein Kamerad sah, dass ich in einem christlichen Blatt las, rief er ganz laut: „Jetzt schaut euch einmal ein solches Rindvieh an, der noch solch ein Blatt liest!“ Ich hätte anscheinend auch ihr Schimpfen mitmachen sollen, dann wäre es besser gewesen. Wie freute ich mich auf diesen Angriff. Es war nun auf einmal nicht mehr langweilig in dem Schulsaal. Die ganze Meute ging auf mich los und ich musste öfter sagen: „Kameraden, einer nach dem andern muss seine Frage vorbringen, sonst kann ich euch nicht sagen, warum ich so rückständig denke und handle.“ Ich betete in meinem Herzen: „Herr gib Du mir Weisheit, dass ich die Fragen recht beantworten kann“, und ich bekam sie auch und konnte alles beantworten. Die zwei Stunden gingen jetzt so schnell vorbei und sie wollten immer noch mehr hören, aber der nächste Zug kam jetzt an die Reihe. Es war auch ein Vikar in meinem Zug, was ich aber vorher nicht wusste. Der nahm mich nach dem Gespräch auf die Seite, um noch einige Fragen an mich zu stellen. Er wollte zunächst wissen, wo ich meine theologische Ausbildung empfangen habe. Als ich ihm sagte, dass ich außer der Volksschule keine höhere Schule oder Universität besucht habe, wollte er mir nicht glauben. „Wie konntest du so ruhig und freudig bleiben, als dieser Haufe auf dich losging? Ich dachte, oh armer Mann, wie wird es dir gehen, denn mir wäre es in dieser Lage furchtbar Angst gewesen. Ich hätte nicht die Hälfte der Fragen beantworten können. Warum werden wir als Pfarrer nicht so ausgebildet, dass wir genauso hin stehen, und in solcher Kraft und Freude zeugen können?“ Ich musste ihm sagen: „Das kommt nicht aus mir, das ist die Kraft des Heiligen Geistes der in den Kindern Gottes wohnt.“ Vielleicht ist dieser Nachmittag nicht umsonst gewesen für meine Kameraden, und sie wussten jetzt auch um meine Einstellung.

Schwerstarbeit

Der Alltag kam wieder und wir mussten jeden Tag viel Kriegsmaterial ein- und ausladen, was oft ein schweres Geschäft war. Eines Tages kam ein Wagen mit Ponton-Ketten. Unsere Gruppe bekam den Auftrag diesen abzuladen. Vor diesen Ketten hatte jeder Angst. Die Zeit war vorgeschrieben bis wann der Wagen leer sein sollte. Als Gruppenführer hätte ich keine heraus-nehmen brauchen, aber das wollte und konnte ich nicht. Die Zahl der Leute wurde auch immer kleiner, denn es gab Verletzte und solche die immer wieder eine Zeitlang weggingen um eine Zigarette zu „qualmen“. Ich merkte, dass wir mit der Zeit nicht hinkamen und fing an, allein eine Kette vom Wagen aus auf den Rücken zu nehmen. So ein Bund wog 75 kg; der Haken und Ring war mit einem Draht befestigt. Es ging viel besser auf dem Rücken, als wenn zwei Mann sie mit den Händen abnahmen und sich dabei verletzten. Elf Bünde hatte ich schon heraus genommen, aber am zwölften war der Draht los, mit dem der Haken angebunden war. Aber dies wusste ich nicht. Mit Schwung nahm ich die Kette, welche mit Roststaub bedeckt war, auf den Rücken und der Haken, der kein geringes Gewicht hatte, schlug mir mit Wucht an den Hinterkopf. Es gab eine Wunde, die aber nicht viel blutete. Ein Sanitäter, der ein Landsmann von mir war, sagte gleich zu mir: „Mit dem Roststaub kann die Wunde gefährlich werden.“ Es war auch so, denn nach einer Stunde bat ich ihn: „Sieh mal nach meinem Hinterkopf, es zockt so sehr?“ Es war ein nasskalter Tag und als er nachgesehen hatte, sagte er zu mir: „Gottlob, an deinem Hinterkopf ist eine Seite schon geschwollen, gehe gleich ins Sanitäts-Revier und stell dich dem Arzt.“ Der hatte aber eine Besprechung und ich musste bis zum Nachmittag warten. Als er nach dem Kopf sah, sagte er gleich: „Es ist eine schwere Infektion“, und wies mich ins Krankenhaus Freudenstadt ein.

Lazarett in Freudenstadt

Die Ärzte versuchten alles um mich zu heilen. Die Geschwulst nahm immer mehr zu. Das Fieber war so hoch, dass ich die meiste Zeit phantasierte *(Man muss wissen, dass es damals noch kein Antibiotika gab).* Auch konnte ich nichts essen. Zwei Krankenträger trugen mich auf einer Tragbahre ins Hauptgebäude, denn ich war seither unten in einer Baracke

untergebracht. Ich kam gerade zu mir, als sie mich abstellten, um die Schwester zu suchen. Als sie kam, sagte sie: „Was bringt ihr schon wieder einen Patienten, ich weiß nicht, wo ich ihn hinlegen soll, ich habe keinen Platz.“ Sie sagten dann zu ihr: „Der kommt ins Sterbezimmer.“ Ich habe es verstanden, wenngleich sie auch leise redeten. Die Schwester entgegnete: „Das Zimmer ist nicht gerichtet, denn erst vor einer Stunde ist ein Toter heraus getragen worden.“ Die Sanitäter halfen das Zimmer fertig zu machen und so konnten sie mich von der Bahre herunternehmen und ins Sterbebett legen. An diesem Tag war auch ein Arztwechsel. Ein neuer Stabsarzt hatte die Leitung übernommen. Die Schwester wollte mich aus einer Schnabeltasse trinken lassen, aber es ging nichts den Hals hinunter bzw. kam vielmehr gleich wieder heraus.

Alle Bemühungen zwecklos

Ich sagte darauf zu ihr: „Schwester, bemühen sie sich nicht mehr um mich, es hat doch alles keinen Wert mehr.“ Sie antwortete stattdessen: „Ich habe schon gemerkt, das Sie ein Kind Gottes sind und da kann ich Ihnen ja die Wahrheit sagen. Sonst darf ich es keinem Patienten sagen. Es wurde mir ge-

sagt, Sie seien ein hoffnungsloser Fall.“ Am andern Tag kam der neue Stabsarzt und meinte: „Der stirbt so oder so, bringen Sie ihn gleich in den OP.“ Ich wurde dann sofort operiert. Die Operation verlief gut. Nur der Verband hat nicht gehalten und so legten sie mich auf eine Wachsdecke. Ich kam zu mir als der Stabsarzt unter meinen Rücken griff und ich dann von zwei Pflegern herausgenommen wurde. Die Wachsdecke war voll mit Blut, das sie in einen Eimer leerten. Ich wusste vorher nicht, dass ein Mensch soviel Blut im Körper hat. Es ging mit mir wieder zum OP, wo sie dann die Wunde zunähten. Ohne Narkose, da ich so schwach war. Am andern Nachmittag kamen die Fäden schon wieder heraus. Ehe der junge Arzt anfing, sagte er zu der Schwester: „Ich meine man sollte den Patienten örtlich betäuben, so dass er es besser aushält“. Aber die Schwester entgegnete: „Oh, der hält es gut aus, das hat er schon gestern bewiesen, als er ohne Betäubung genäht wurde und dabei dalag wie ein Lamm.“ Wegen meines großen Blutverlustes schlug der Puls so schwach, dass man ihn kaum spüren konnte und deshalb war der Stabsarzt so in Sorge. Meine Fingernägel waren wie mit gelber Farbe angestrichen und mein Körper so kalt wie der eines Frosches. Ich war auch so elend und schwach, dass ich mich nicht rühren konnte. Das gab ein Laufen von Ärzten und Schwestern wegen dem Pulsfühlen. Hinterher immer das gleiche Kopfschütteln. Am nächsten Tag sagte der Stabsarzt. „Wenn er morgen früh noch lebt, bekommt er eine Blutübertragung.“ Draußen vor der Türe sagte er gleich zur Schwester: „Der lebt bis morgen früh nicht mehr.“ Die Schwester stellte sich darauf ein und legte mein Sterbehemd in den Schrank, sagte auch der Nachtschwester Bescheid und gebot ihr, sie zu wecken wenn es soweit wäre. Trotzdem ich sehr schwach war, vernahm ich doch alles. Ich war innerlich so getröstet, dass ich sagen musste: „Herr, auf einem so leichten Weg lässt du dein Kind heimgehen.“ Ich habe aber vorher meine ganze Familie dem Herrn übergeben und gesagt: „Du kannst meine Familie besser versorgen als ich, denn du bist ein guter Vater.“

Neues Leben

Dann kam auf einmal eine Traurigkeit über mich. Es war mir unerklärlich, was das zu bedeuten hatte. Ich bat den Herrn, er solle mir die Freudigkeit zum Sterben wieder schenken wie zuvor. Aber er nahm die Traurigkeit nicht weg. Dann bat ich den Herrn Jesus und sagte: „Darf ich Dich noch mal um mein Leben bitten“, und es wurde mir innerlich klar, dass ich es tun darf. Ich betete dann: „Herr Du hast gehört, dass der Arzt sagte, wenn ich morgen früh noch lebe, bekomme ich eine Blutübertragung, und wenn ich Menschenblut bekomme, dann ist wieder sündiges Blut in meinem Körper, aber Du kannst es machen, dass wenn ich jetzt etwas trinke, es zu Deinem Blut verwandelt wird, ich glaube das.“ Die Nachtschwester schaute von Zeit zu Zeit in mein Zimmer herein, oft blieb sie auch unter der Tür stehen und weil das Licht brannte, sah sie gleich, ob ich noch lebte. Es war schon nach Mitternacht, als sie wieder hereinsah und ich sie um eine Tasse Kaffee bat. Zuerst erschrak sie ein wenig über diesen Auftrag, sagte aber dann: „Recht gerne, wenn Sie denken, dass Sie um Mitternacht eine Tasse Kaffee benötigen.“ Kurz darauf brachte sie mir in einer Schnabeltasse den Kaffee und ich trank sie aus. Der Kaffee ging den Hals hinunter, was zwei Tage vorher nicht der Fall war. Ich spürte auch gleich, dass eine Kraft in mich gekommen war. Nach einer halben Stunde kam die Schwester wieder und schaute wie es mir nach dem Kaffee so erginge. Sie merkte gleich, da war ja wieder Leben in den Körper gekommen und ich bat sie um eine zweite Tasse. Sie war auch gleich dazu bereit. Ich hatte den Glauben, je mehr ich trinke, desto mehr Blut bekomme ich. Nicht lange nach der zweiten Tasse konnte ich mich wieder aufrichten und setzte mich ins Bett und dankte dem Herrn Jesus für das Wunder, das er an mir durch die Kraft seines heiligen Blutes getan hat. Um 6 Uhr morgens kam der Stabsarzt. Ich hörte ihn gleich den Gang herunterkommen. Er riss die Türe auf und rief: „Um Gottes Willen, was ist denn da vorgegangen?“ Als er meinen Puls fühlte, sagte er: „Der Kerl hat einen Puls, wie wenn der gestrige Tag gar nicht gewesen wäre.“ Ich sagte ihm weiter nichts als „es geht mir gut“, denn ich dachte, die Schwester wird ihm schon berichten, was sie auch tat. Aber der Arzt konnte so etwas nicht glauben. Hinzufügen muss ich noch, dass ich nach den beiden Tassen Kaffee noch eine Flasche Sprudel ausgetrunken hatte, welche schon einige Tage in meinem Nachttisch stand. Ich konnte sie allein heraufholen.

Ein Wunder ist geschehen

Wie erfreut war die Stationsschwester, als sie erfuhr, was für ein Wunder an mir geschehen ist. Es wurde bald auf der ganzen Station bekannt. Daraufhin kamen einige zu mir, um mich zu sehen, darunter auch ein Offizier der nachher zum Glauben gekommen ist. Noch 14 Tage blieb ich in meinem Sterbezimmer; nicht weil ich es nötig hatte, sondern weil in dieser Zeit kein Sterbender eingeliefert wurde. Die gläubige Stationsschwester freute sich, wenn sie nach Dienstschluss in meinem Zimmer noch eine Zeitlang verweilen konnte und wir unsere Erlebnisse mit Jesus austauschen konnten. An einem Sonntag musste ich dann das Zimmer schnell räumen. Es wurde ein Soldat eingeliefert der mit dem Motorrad nach Hause fahren wollte und einen schweren Unfall hatte. Sie meinten, ihn gar nicht mehr lebend ins Krankenhaus zu bringen. Zuerst war es mir gar nicht recht, denn ich wusste, dass ich an diesem Sonntag viel Besuch bekommen würde, aber ich kam in ein 2-Bett-Zimmer.

Hannes - ein sonderbarer Kauz

Mein neuer Zimmergenosse, war ein etwas sonderbarer Kauz. Er lag nun schon einige Tage allein im Zimmer und wusste vor Langeweile nicht was umzutreiben. Er hatte einen gebrochenen Fuß und las in einer großen alten Bibel. Er hatte so viele Fragen an mich, aber ich hatte keine Zeit für ihn, denn ich musste, weil ich überraschend hierher verlegt wurde, noch meine Habseligkeiten von meinem alten Zimmer holen. Als ich meine Sachen da hatte, sagte ich zu ihm: „So jetzt kannst du Fragen stellen, jetzt habe ich Zeit.“ Ich fragte ihn zuerst wie er mit dem Vornamen heiße. Er sagte: „Ich heiße Hannes“, worauf ich antwortete, „und ich bin der Gottlob.“ Er legte dann los und fragte: „Hast du gewusst, dass in diesem Buch so viel Hurengeschichten stehen?“ Ich weiß nicht, ob es die erste Bibel war, die er in die Hand genommen hatte. Er war Katholik und Maurer von Beruf. Ich fragte ihn: „In welchem Kapitel hast du denn gelesen?“ „In Judas, mit seiner Schwiegertochter“, gab er zur Antwort. Ich empfahl ihm dann das 39. Kapitel zu lesen, denn da steht von etwas anderem. Er las es auch, und ich räumte in der Zeit meine Sachen ein. „Das ist etwas anders, aber kennst du dich denn in der Bibel so gut aus?“, fragte er. „Ich habe sie schon mehrmals durchgelesen und bat dich deshalb das Kapitel 39 zu lesen, damit du siehst, dass auch anderes drin steht als solche Geschichten.“

Flattich und das Schwein des Nachbarn

Zu Pfarrer Flattich kam eines Tages auch ein Mann und sagte, in der Bibel stehen ja lauter Hurengeschichten, worauf Flattich entgegnete: „Dir wird es ebenso ergehen, wie den beiden Schweinen meines Nachbarn. Der hatte sie herausgelassen und es stand zufälligerweise das Gartentor offen. Die beiden nahmen aber von den schönen Blumen in meinem Garten gar keine Notiz, sondern bis ich hinunter kam, waren sie in der hintersten Ecke auf einem Komposthaufen gelandet und wühlten nach Herzenslust darin herum.“

Daraufhin meinte der Hannes: „Ich glaube du bist ein bisschen ein Spitzbube, weil du solches alles weißt.“ Am Nachmittag bekam er aber eine andere Einstellung, als mich 8 Gemeinschafts-Geschwister besuchten. Ich bemerkte, wie sehr er alles beobachtete. Es wurden viele Lieder gesungen. Das gefiel ihm und auch was gesprochen wurde. Als mein Besuch

Pfr. Joh. Friedrich Flattich **3.10.1713 in Beihingen bei Ludwigsburg, †1.6.1797 in Münchingen, ob seines trockenen Humors berühmt, antwortete auf die Frage seines Herzogs, was er an dessen Geburtstag gepredigt habe: „Dass Fürsten fürstliche Gedanken haben sollen.“ Zu einem Empfang am Hof kam er als einziger ohne gepudertes Haar und begründete das dem Herzog: „Er brauche das Mehl für die Spätzle.“*

wieder fort war, war seine erste Frage: „Gottlob, was seid ihr für Menschen, ihr seid doch gar nicht wie die anderen?“ Eine Rote-Kreuz-Schwester, die am Abend das Essen für uns beide brachte, sagte dasselbe von den schönen Liedern und den freundlich aussehenden Leuten. Sie meinte, ich müsse doch sicher Bürgermeister von unserem Ort sein, denn soviel Besuch bekommt doch keiner von so weit her. Ich sagte ihr, dass ich nur ein gewöhnlicher Arbeiter war, aber das wollte sie nicht glauben. Mein Hannes hatte so viel zu fragen, dass ich zuletzt sagen musste: „Hannes, lass mir jetzt eine Viertelstunde Zeit zum Beten.“ Er sagte darauf hin: „Dann bete ich auch.“ Das freute mich sehr. Er war so anhänglich und tat alles, was ich ihm sagte. Seinen Eltern hatte er noch nicht geschrieben und es waren nun schon 6 Wochen, dass er von Zuhause weg war. Er tat es dann aber gleich und das war schon ein Fortschritt.

Der Offizier, von dem ich berichtet habe, erzählte seiner Frau von mir. Diese wollte mich kennen lernen und deshalb holte er mich ab. Es war ein schönes Beisammensein. Er hatte zwar noch viele Fragen, aber eines Tages sagte er: „Ich sehe ein, ich muss und will auch den Weg gehen dem Heiland nach.“ Wie groß war die Freude seiner Frau, die schon jahrelang um die Rettung ihres Mannes gebetet hatte. Nach etwa 20 Jahren begegneten wir uns wieder. Ich wurde zu einer Versammlung in einen Ort bei Stuttgart eingeladen. Wen traf ich da an? Das Haus in dem die Versammlung stattfand, gehörte diesen Geschwistern. Sie hatten ihre Wohnung dafür bereitgestellt. Die Freude auf beiden Seiten war groß, dass wir uns nach so langer Zeit doch wieder begegnen durften.

Klinikaufenthalt in Tübingen

Im Lazarett in Freudenstadt wurde bekannt, dass alle transportfähigen Soldaten nach Tübingen verlegt werden. Bei denen war auch ich. Die Stationsschwester versuchte, mich zu halten, doch vergeblich. Von drei Stellen wurde es abgelehnt. Ich sagte ihr: „Lassen Sie mich ziehen, denn ich weiß, mein Weg geht jetzt nach Tübingen.“ Es war für sie schmerzlich, mich hergeben zu müssen. Es war ein ganz nasskalter Novembertag, als wir auf Kraftwagen mit Planen verladen wurden und es fror uns. Meine Wunde war wieder sehr entzündet und ich musste mich auf Verordnung des Arztes mal wieder ins Bett legen. Die Kameraden um mich herum waren allem Religiösen sehr abgeneigt. Als sie sahen, dass ich vor dem Essen betete, machten sie ganz komische Gesichter. Als sie dann auch noch meine Bibel auf dem Nachttisch entdeckten, war ich für sie gekennzeichnet.

Schaut euch nur den Esel an

Auf einmal entdeckte mich ein Kamerad auch noch beim Bibellesen. Da ging der Sturm los, wie gewöhnlich. Er rief den andern zu: „Schaut euch nur den Esel an!“ Jetzt wurde ich sogar noch mit einem Tiernamen bedacht, das gehörte ja dazu. Ich aber war froh, dass wieder einer bei mir angebissen hatte. Es kam zu einem langen Duell zwischen uns beiden. Ich bat den Herrn um Weisheit und so konnte ich in aller Ruhe die Angriffe widerlegen. Aber mein Partner wurde immer gereizter. Die Kartenspieler legten auch bald ihre Karten hin und horchten auf die Auseinandersetzung zwischen uns beiden. Mein Kamerad musste eine Argumentations-Niederlage um die andere einstecken. Am Anfang des Gesprächs sagte er zu mir: „Bei deiner Einstellung und Gesinnung kann man ja niemals glücklich sein, sowenig wie ich es mal gewesen bin. Jetzt bin ich glücklich, glücklicher als du.“ „Darüber freue ich mich, wenn du noch glücklicher bist als ich“, entgegnete ich. So kam ein Widerspruch über den andern, und er wurde ganz wild, weil die andern jetzt über ihn lachten. Zuletzt sprang er im Zorn auf und rannte zur Türe hinaus. Er ging mir nachher immer aus dem Weg, wenn er mich sah. Der Spielbetrieb wurde wieder aufgenommen und die Kameraden sagten nachher allgemein: „Das war interessant, euch beiden zuzuhören.“ Ich konnte jetzt ungestört in meiner Bibel weiterlesen. Bald darauf kam ich aus dem Saal heraus in ein Sechs-Bett-Zimmer.

Rededuell gegen SS-Mann

Es dauerte nicht lange, dann ging der Kampf weiter. In meinem Zimmer lag ein Patient, der bei der SS war und natürlich ein Feind des Christentums. Die Kameraden fragten mich mancherlei. Ich stand ihnen Rede und Antwort. Das verdross den SS-Mann so, dass er auf einmal herausplatzte mit den Worten: „Lasst uns nur einmal den Endsieg haben, dann werdet ihr sehen, wie wir mit eurem Kram aufräumen.“ In aller Ruhe sagte ich zu ihm: „Es ist uns bewusst, was ihr mit uns im Sinne habt, aber den Endsieg behält Jesus.“ Er schrie dann: „Jesus ist für mich ein ungelöstes Problem.“ Er wollte dann haben, dass wir beide eine Diskussion an einem Abend veranstalten. Er wollte seine Überzeugung als Anhänger von „Rosenbergs Mythos“ darbieten. Das Buch haben viele im Dritten Reich als ihre Bibel betrachtet. 1930 ist es erschienen. Ich las in dieser Zeit eine christliche Halbmonatszeitschrift, welche sich mit der Lehre Rosenbergs auseinander setzte und somit lernte ich das Gedankengut Rosenbergs kennen. Ich habe manchmal beim Lesen gedacht: „Ach es ist nur Zeitverschwendung.“ Aber jetzt nach 9 Jahren war ich so dankbar, dass ich einen Einblick hatte und mitreden konnte. Der SS-Mann staunte, dass ich mich so gut auskannte. Die andern vier Zimmergenossen freuten sich auf die Unterredung wie Kinder auf Weihnachten. Sie dauerte von 20 - 22 Uhr an diesem Abend. Er war ja als Fabrikantensohn mir durch bessere Schulbildung voraus, aber ich faltete die Hände und betete: „Lieber Herr Jesus, in Deinem Wort steht, die göttliche Torheit ist weiser denn die Menschen sind, lass mich das erfahren, ich bitte Dich herzlich darum und ich vertraue Dir, dass du es tust.“

*__Alfred Rosenberg__ *1893 +1946. Architekt aus Reval, ab 1919 in der NSDAP. Ab 1923 Leiter des „Völkischen Beobachters“, frühzeitig Chefideologe der Partei und Gründer des „Kampfbundes für deutsche Kultur“. Seine Agitation gegen Juden, Christen, Freimaurer und Bolschewisten fand einen publizistischen Höhepunkt in dem in hohen Auflagen verbreiteten Buch „Mythos des 20. Jahrhunderts“ (1930). In der NS-Zeit hatte Rosenberg wichtige Posten: 1934 „Beauftragter des Führers“ für die ideologische Überwachung der Partei, April 1933 Leiter des „Außenpolitischen Amtes“ der NSDAP, 1941 Reichsminister für die besetzten Ostgebiete. Besonders berüchtigt ist allerdings der „Einsatzstab Rosenberg“ geblieben, der in den besetzten Gebieten Kunstgegenstände von Juden und Slawen beschlagnahmte. Rosenberg wurde in den Nürnberger Prozessen „als Urheber des Rassenhasses“ zum Tod durch den Strang verurteilt und am 16. Oktober 1946 hingerichtet.*

Die Auseinandersetzung begann und ich durfte durch des Herrn Hilfe in keinem Stück zu Schanden werden. Um 22 Uhr musste er bekennen: „Das Ideal, das unser Lauxmann besitzt, ist ein höheres denn meines, ich will es zugeben.“ Die andern vier Kameraden klatschten in die Hände und sagten: „So jetzt wissen wir, wo die Wahrheit ist.“ Er war nicht böse auf mich, sondern ich empfand fast das Gegenteil, weil er mir ab nun freundlich begegnete. Bald darauf wurde er entlassen und schrieb eine Karte an uns mit folgender Adresse: „An die Stube der Konfirmierten in Nr. X“, Einer der Kameraden sagte: „Dem schreib ich gleich: Gott sei Dank, das Problem ist gelöst.“ Denn er sagte in der Nacht nach der Unterredung viele Male „...das ist für mich ein ungelöstes Problem.“

Fortsetzung 5 folgt: Menschen, Menschen